



Auch Verlierer sollten im Film mal

g l ü c k l i c h s e i n

Der Jugendschutz soll dafür sorgen, dass Kinder und Jugendliche in ihrer Entwicklung nicht durch Medieninhalte beeinträchtigt werden. Aber was wissen wir tatsächlich über die Verstehensfähigkeit von Kindern und Jugendlichen? Mit welchen Themen beschäftigen sie sich, was macht ihnen Angst? An welchen Altersgrenzen muss man sich orientieren, wenn es darum geht, Sendezeiten zu beschränken? Unterschiedliche Wissenschaftsdisziplinen kommen zu mannigfachen Erkenntnissen und Forschungsergebnissen, die dazu beitragen können, Medienrezeption und -handeln Heranwachsender zu verstehen. Über entwicklungspsychologische Perspektiven, altersrelevante Themen von Kindern und Jugendlichen sowie über die Rolle der Medien im Kontext von Entwicklung und Erziehung sprach *tv diskurs* mit Dr. Rainer Dollase, Professor für Entwicklungspsychologie und Mitglied des Instituts für Interdisziplinäre Konflikt- und Gewaltforschung an der Universität Bielefeld.

Zu Beginn eine ganz grundlegende Frage: Womit beschäftigt sich die Entwicklungspsychologie?

Entwicklungspsychologie ist die Wissenschaft von der Veränderung des Erlebens und Verhaltens während der menschlichen Lebensspanne – als rein deskriptive Definition dieser Disziplin. Insofern kommt alles, was ein kindliches oder jugendliches Leben ausmacht, in der Entwicklungspsychologie zur Sprache. Was soll diese Disziplin? Sie soll einerseits beschreiben, was in welchem Alter als normal gelten kann. Auf der anderen Seite soll sie Aussagen darüber treffen, was diese Entwicklung steuert, was die Motoren der Entwicklung sind. Früher waren Beschreibungen in Altersporträts sehr beliebt; sie haben aber praktisch keinen bedeutsamen Wert mehr. Es gibt eine große Streuung bei allem, so dass man nicht so ohne weiteres sagen kann: In dem Alter passiert das und das. Deswegen hat man sich heute stärker darauf verlegt, die Faktoren, die diese Entwicklung und die Sozialisation steuern, zu ermitteln.

Können Sie diese Faktoren etwas näher beschreiben? Ist es eher die Umwelt, die für die Entwicklung entscheidend ist oder sind es zum Beispiel genetische Dispositionen?

Die moderneren Entwicklungen innerhalb der Psychologie in den letzten zwanzig Jahren zeigen eigentlich eher, dass man wieder universelle Faktoren entdeckt, die die Entwicklung steuern, also auch Reifung oder Mechanismen, die zu unserem genetischen Erbe gehören. Es gibt eine starke Orientie-

rung in Richtung evolutionäre Psychologie, die auf der Evolutionstheorie aufbaut und die vor allen Dingen dadurch genährt wird, dass es offensichtlich kulturelle Universalien gibt, weil manche Entwicklungen auf der anderen Seite der Erde genauso ablaufen wie bei uns. Das ist aber kein Biologismus im engen Sinne, denn man weiß natürlich auch, dass der Mensch lernen kann und sich sein Bild von der Umwelt formt und sich weitestgehend an die gesellschaftliche Umwelt anpassen kann. Man fasst die Überlegungen zur Verursachung der Entwicklung am besten in einem multifaktoriellen Modell zusammen – alles hat viele Ursachen.

Von welchen Entwicklungsuniversalien können wir ausgehen?

Kulturelle Universalien sind zum Beispiel, dass Kinder, aber auch Jugendliche, an erster Stelle immer mit ihren Eltern zufrieden sind und sich an ihnen orientieren, auch wenn es zwischendurch immer mal wieder zu Konflikten zwischen Eltern und Jugendlichen kommen sollte. Das ist eine ganz wesentliche Erkenntnis, die man heute auch in allen Studien nachweisen kann: Mutti und Vati sind wichtige Bezugspersonen – und bleiben es auch. Auch die Verteilung der elterlichen Sorge auf die Kinder, auf Jungen und Mädchen – zum Beispiel werden Mädchen etwas stärker umsorgt als Jungen – sind kulturelle Universalien, die eher mit dem Eigennutz der Gene zu tun haben. Daneben hat die Sprachentwicklung überall auf der Welt eine gleichförmige Entwicklung, und auch die Auseinandersetzung mit medialen Produkten verläuft mehr oder weniger ähnlich. Manches ist für die kleinen Kinder zunächst noch zu schwierig. Man weiß ja inzwischen, wie man Sendungen für Kinder gestalten muss, dass da eine gewisse Einheit von Handlung, Zeit und Perspektive sein muss, damit Kinder einen Film verstehen. Zunehmend gewöhnen sie sich dann auch an die mediale Sprache, Schnitte im Film, Brüche, Floskeln, Phrasen, die Struktur, die Topoi – das ist ein allmähliches Hinweinswachsen in diese Welt. Auch der Überdruß an bestimmten Formaten: Erst ist etwas neu, dann wird man überdrüssig, weil man sich satt gesehen hat. Dieses Sättigungssehen oder -hören oder -lesen, das sind alles universale Mechanismen, die in allen Kulturen vorkommen.

In der entwicklungspsychologischen Forschung ist immer wieder die Rede von bestimmten Entwicklungsaufgaben, die der Heranwachsende zu bewältigen hat ...

Die Formulierung von Entwicklungsaufgaben ist ein theoretisch sehr windiger Weg. Sie baut darauf, dass es universale Entwicklungsaufgaben (als von außen an den Menschen herangetragene Forderungen) gibt und dass sich beispielsweise Menschen zwischen zwanzig und dreißig verheiratet oder Nachwuchs bekommen oder sonst irgendetwas. Entwicklungsaufgaben sollen eigentlich nur erklären, warum das Verhalten von Jugendlichen so ist, wie es ist, weil es natürlich auch eine gewisse gesellschaftliche, nicht biologische, Universalie im Schuleintritt, in der Verheiratung, des Berufseintrittsalters gibt et cetera. Die mit dem Konzept dieser Entwicklungsaufgaben verbundenen Vorstellungen, dass man bestimmte Anforderungen erfüllen muss, damit man später glücklich wird, sind natürlich sehr kritisch zu beurteilen. Die behaupteten Folgen sind nicht zwangsläufig, man kann auch einigen Entwicklungsaufgaben ausweichen und trotzdem ein psychisch gesunder und glücklicher Mensch werden.

Und mit Entwicklungsthemen ist das ähnlich ...

Auch das hängt einerseits mit biologischer Reifung zusammen, zum Beispiel werden kleine Kinder irgendwann so um das zehnte Lebensjahr herum anfangen, über die Welt hinter der nächsten Kreuzung nachzudenken, zumal sie vorher schon Filme über alles Mögliche gesehen haben. Der Aktionsradius der Kinder erweitert sich. In der Pubertät oder kurz vorher bildet sich eine soziale Identität, meinetwegen mit der Nation oder der Religion oder dem eigenen Geschlecht. Letztere bildet sich zwar schon etwas früher, wird aber dann erst richtig ausgearbeitet. Sobald sich solche kognitiven Prozesse in Gang setzen, bilden sich im Austausch mit den Gleichaltrigen gemeinsame Interessen heraus, die aber gewaltig variieren können. Das hängt auch von der Zufälligkeit der jeweiligen Gleichaltrigen ab, mit denen der Einzelne zusammentrifft. Aber

man kann heute immer noch sagen, dass ein Kind am Ende der Grundschulzeit für Abenteuer oder fremde Länder empfänglich ist, dass kleine Kinder mit Tieren und Pflanzen etwas anfangen können und natürlich Pubertierende gerne Kontakte oder Kontaktgestaltungen bearbeitet sehen wollen und sich für Liebesgeschichten interessieren. Das sind dann Themen, die auf hormonale Umstellungen in der Pubertät zurückgehen, die vorher als ekelig empfunden und erst ab einer gewissen Zeit – dann natürlich mit roten Backen – verfolgt werden. Das betrifft auch die Musikkonsumenten. Fan von Britney Spears oder den Backstreet Boys wird man eigentlich erst kurz vor der Pubertät, in der Pubertät gibt es dann noch einmal einen enormen Anstieg des Musikinteresses, was sich auch durch die Beliebtheit entsprechender Sendungen im Fernsehen zeigt. Jenseits der fünfzig ist dann eine deutliche Abschwächung zu erkennen.

Welche Bedeutung haben solche Popstars für Jugendliche?

Das sind eben Stars, da ist man selber Fan, nicht, um selbst ein Star zu werden, sondern weil man ihn toll findet. Das hat sicherlich für die gedankliche Auseinandersetzung mit dem Erwachsenwerden eine große Bedeutung. Allerdings konnte auch ich in eigenen Studien nachweisen, dass sich die Jugendlichen ihre Vorbilder eher aus ihrer konkreten Nah-Umgebung holen als aus den Medien. Ich denke, dass es Umwege gibt: Man macht sich die Haare so wie einer, den man im Fernsehen gesehen hat, man kleidet sich so, man weiß, wie man reden soll. Dieses Modell taucht dann im Alltag auf und ist wieder Modell für jemand anderen. Da gibt es komplizierte Transferbeziehungen zwischen realen und medialen Vorbildern.

Ist die Affinität zu medialen Bezugspersonen ein typisches Jugendphänomen?

Nein, dieses Starphänomen findet sich durchaus auch bei älteren Herrschaften, die auch ihre Lieblingsschriftsteller oder Schauspieler haben, die im Laufe des Lebens noch oft wechseln können. Die Entwicklung des Menschen endet nicht im Jugendalter. Das hängt von den jeweiligen Lebens-

themen ab, die biographisch zufällig sein können, aber manchmal eben auch davon, dass viele Menschen das gleiche Schicksal haben, dass sie zum Beispiel mit fünfundsiebzig pensioniert werden, und damit werden natürlich andere Themen interessant als um die dreißig herum. Das sind sich zufällig oder gesellschaftlich-historisch einstellende Gemeinsamkeiten. Jedes Mal, wenn die Identität in Gefahr gerät – auch bei Erwachsenen –, sind Fragen der Identitätsfindung virulent.

Wie würden Sie Identität definieren?

Ich habe mit dem Begriff der Identität ein gewisses Problem, solange er nicht operationalisiert wird. Es gibt Menschen, die sind im Einklang mit sich selbst und mit ihrer Umwelt, man würde von solchen Menschen sagen, dass sie so etwas wie eine Identität besitzen. Das heißt, sie ärgern sich selten über ihr Verhalten und ihr Leben, das meiste, was sie machen, finden sie in Ordnung. Sie sind im Einklang mit ihrer Umgebung, wenn sie sagen: ‚Das, was ich so tue, das stört die anderen nicht, ich bin ein guter Kumpel.‘ Dieses Gefühl muss sich aber immer wieder neu einstellen. Wenn man älter wird, weißhaarig, dann denkt man natürlich: ‚Du kannst den jungen Damen nicht mehr so hinterherschauen.‘ Man muss sich da ein bisschen zurückhalten, man muss eine andere Rolle einnehmen, das wirkt sonst albern. Auch ein Sechzehnjähriger, der in einen Film für Achtzehnjährige geht, fühlt sich dort nicht in seiner Identität wohl. Er weiß, er pfuscht hier – und das ist nicht ganz im Einklang mit den Erwartungen der Umwelt. Er möchte den Film sehen, hat eigentlich aber auch Bedenken, weil er jetzt in einen Film geht, der für ihn nicht freigegeben ist; da ist die Identität noch nicht erreicht. Andererseits hat ein kleines Kind, das sagt: ‚Küssen finde ich ekelig, in solch einen ekeligen Kuss-Film gehe ich gar nicht rein, ich möchte lieber etwas von Pippi Langstrumpf sehen‘, eine Identität.

Es gibt bei der Filmfreigabe die Altersstufen ‚ohne Altersbeschränkung‘, ‚ab 6‘, ‚ab 12‘, ‚ab 16‘ und ‚nicht freigegeben unter 18 Jahren‘. Sind das auch aus Sicht der Entwicklungspsychologie sinnvolle Zäsuren?

Ich sage – ganz ohne Bezug auf eine Untersuchung – nein. Ich halte zwar grundsätzlich Altersfreigaben zum gegenwärtigen Zeitpunkt für sinnvoll. Aber man kann darüber streiten, wie viele Altersstufen man braucht, und ob die gegenwärtigen aus entwicklungspsychologischer Sicht die richtigen sind. Ich sehe auch nicht ein, dass kleine Kinder Splatterfilme sehen müssen. Besser wäre: Es gäbe gar keine Filme, über deren Altersfreigabe man nachdenken müsste. Ich kenne aus meiner Praxis einen Jungen, der hochbegabt ist, der aber massive Verhaltensstörungen aufweist – und die gehen in diesem Einzelfall tatsächlich auf das Ansehen von altersunangemessenen Horror- und Gewaltvideos zurück. Der hat einfach Lebensangst dadurch bekommen. Erst nachdem er sich mit jemandem darüber hat unterhalten können und Erwachsene gesagt haben: ‚Meine Güte, da würde ich ja furchtbar Angst haben vor diesen Filmen‘, beruhigt er sich langsam, weil er jetzt sieht, dass er sich wirklich etwas zugemutet hat, was ganz schrecklich ist. Aber es gibt natürlich eine große Varianz: Es gibt immer Jugendliche, die mit sechzehn Jahren relativ gefestigt sind, es gibt Heranwachsende, die sind mit sechzehn Jahren noch kleine Kinder, und es gibt welche, die sind mit zwölf Jahren altersgemäß entwickelt. Ich halte aber von einer Freigabe nach unten überhaupt nichts, sondern plädiere im Zweifelsfall für eine Freigabe nach oben.

Wie steht es um die Entwicklung zwischen dem sechzehnten und achtzehnten Lebensjahr? In Deutschland wird bei der Filmfreigabe hier ja differenziert.

Das hängt mit alten Phasenlehren der Entwicklungspsychologie zusammen, die so um die sechzehn eine Phase der zunehmenden Ernsthaftigkeit annehmen, verbunden mit der Fähigkeit zur Verantwortungsübernahme. In anderen Ländern ist das weitgehend unbekannt. Ich glaube nicht, dass man da so scharf unterscheiden kann. Es dürfte jedem Menschen schwer fallen, sich den durchschnittlichen Sechzehn- und Achtzehnjährigen vorzustellen, und zu fragen: Ist das für ihn noch akzeptabel oder nicht? Deswegen würde ich immer für etwas höher gesetzte Grenzen plädieren.

Welche Inhalte sollte man Kindern unter zwölf Jahren nicht zumuten? Wo sehen Sie da aus der Perspektive der Entwicklungspsychologie Bedenken?

Ich möchte mich mal ein wenig unbeliebt machen: Also, das Ansehen so mancher Nachmittags-Soap, in der es um familiäre oder familienauflösende Geschichten geht, ist für einen Zwölfjährigen viel zu früh. Ich denke, wir haben im Nachmittagsprogramm eine Menge Geschichten, also auch Talkshows, bei denen die guten Umgangsformen vernachlässigt werden, das ist nichts für Zwölfjährige. Das Argument, dass die Jugendlichen das auch in der Schule erleben, zieht hier überhaupt nicht, weil das Fernsehen auch eine legitimierende Funktion hat. Das Argument: ‚Wir müssen solche Sendungen machen, weil ja auch viele Erwachsene zugucken und die ein Recht auf Unterhaltung haben‘, kann ich zwar verstehen, aber nicht billigen. Niemand benötigt für seine psychische Gesundheit oder Selbstverwirklichung einen derartigen Blödsinn. Aber ich möchte noch einmal auf das multifaktorielle Modell zurückkommen: Ich werde oft gefragt: ‚Wer erzieht eigentlich unsere Kinder?‘ Die Medienwissenschaftler sagen immer, dass die Medien einen kleinen Einfluss haben. Richtig. Aber die Eltern und die Schule haben auch einen kleinen Einfluss, daran gemessen ist der Einfluss der Medien relativ hoch, auch wenn er nur vier Prozent der Varianz erklärt; die Eltern erklären gerade einmal zehn Prozent der Varianz. Es wird immer so getan, als seien nur die Eltern für die Erziehung relevant, aber erziehen tun wir alle, also auch RTL, SAT.1, ARD und ZDF. Bei jeder Verhaltensweise, die man in der Öffentlichkeit ausübt und die gesehen werden kann, muss man sich Gedanken darüber machen, dass sie auch erzieherische Auswirkungen haben kann.



In öffentlichen Debatten hört man immer wieder, die Gewaltbereitschaft sei bei Jugendlichen gestiegen ...

Da gibt es eine gewisse Paradoxie. Untersuchungen seit Anfang der 90er Jahre, die regelmäßig wiederholt werden, zeigen, dass die Gewalt während der letzten zehn Jahre in der Schule – fragt man Schüler, fragt man Lehrer – nicht gestiegen ist. Auch im Vergleich zu den 50er Jahren hat die Gewalt nicht zugenommen, damals gab es sogar mehr Prügeleien auf dem Schulhof als heute. Aber es ist etwas anderes gestiegen: die Angst vor dem anderen, die Angst, dass der mir etwas tun könnte, obwohl die reale Gewalt nicht gestiegen ist.

Sehen Sie hier einen Einfluss der Medien?

Die permanente öffentliche, also mediale Demonstration, was alles passieren kann, kann natürlich zu einem erhöhten Angstniveau führen und solche Misstrauensprozesse in Gang setzen.

Aus welchem Grund sehen sich Jugendliche nach Ihren Erfahrungen überhaupt mediale Gewaltdarstellungen an?

Der Junge, von dem ich vorhin berichtet habe, machte das, weil er seinem älteren Bruder imponieren wollte. Der fühlte sich als Kleiner immer wieder in der Rolle des Unterlegenen, für den solche Filme nichts sind. Das führt zu einer massiven Verhinderung der Befriedigung von Anerkennungsbedürfnissen.

Also greift auch hier ein multifaktorielles Modell?

Ja, auch da gibt es wieder mehrere Ursachen. Eine Ursache ist, dass es kaum einen Erwachsenen gegeben hat – weder Eltern noch Lehrer –, der bei diesem Jungen erkannt hat, dass sein Hauptproblem Angst war und dass er jemanden brauchte, der sagte: ‚Dein Gefühl, das du angesichts dieser Darstellungen hast, ist absolut in Ordnung.‘ Er brauchte Erwachsene, die sagen: ‚Ich guck mir das nicht an, weil ich das so ekelig und grausig finde.‘ Man hätte ihm auch Gleichaltrige gewünscht, die ihm sagen: ‚Ich finde das auch schrecklich.‘ Er hätte dann eine Therapeutin gebraucht, die ihn nicht wegen irgendwelcher anderer Banalitäten behandelt hätte, sondern die die Angst erkannt hätte. Und er hätte eine Lehrerin haben müssen, die ihm deutlich gesagt hätte, dass es ihr Angst gemacht hätte, sich einen solchen Film anzugucken.

Ab welchem Punkt werden Medieninhalte für Kinder problematisch, was können sie verarbeiten und was nicht?

Die Gefahr besteht da, wo Kinder sich ängstigen, wo ihr Vertrauen in die Welt und ihre eigene Existenz gefährdet wird. Es ist übrigens auch durch Umfragen nachgewiesen, dass sich junge Menschen viel mehr vor dem Tod fürchten als alte Menschen. Je realistischer die mediale Bedrohung daherkommt, umso größer können solche Ängste sein. Mancher Jugendliche spielt dann den Harten, der das alles abkann. In der Medienpädagogik ist ja bekannt, dass man solche Ängste abbauen kann, indem man beispielsweise den Herstellungsprozess transparent macht. Gerade bei kleinen Kindern ist es wichtig, die Fiktionalität begreifbar zu machen.

Die Wirkung von Gewaltdarstellungen liegt aber nicht nur in deren Transparenz bzw. Nichttransparenz begründet.

Nein, keineswegs, die Gefährlichkeit oder Nichtgefährlichkeit hängt von einer Vielzahl zusätzlicher Faktoren ab, das ist auch in der Medienforschung deutlich geworden. Die Frage ist, welche anderen relativierenden

Faktoren dem Kind zur Verfügung stehen, um sein Weltbild wieder gerade zu rücken, um das Gesehene richtig einzuordnen. Ich komme ja aus einer Kriegsgeneration. Ich bin als Kind mit den Schilderungen von Frauen groß geworden, die reihenweise von Besatzungssoldaten vergewaltigt worden sind, und mit Erzählungen von Kriegsheimkehrern, die Handgranaten in Häuser russischer Dörfer geworfen haben. Aber das wurde ausdiskutiert, das war etwas, wozu man die Einstellungen der Eltern kannte, die das für uns richtig bewertet haben und die auch gesagt haben, dass sie nie wieder Krieg wollen. In einem solchen Kontext wird man erwarten können, dass ein Kind Gewalt und Terror in irgendeiner Form verarbeiten kann, aber wir wissen, dass nicht für alle Kinder dieser Kontext in der Verarbeitung medialer Bilder gegeben ist.

Ein besonderer Reiz scheint für Jugendliche derzeit in den so genannten Gerichtsshows zu liegen, in denen verschiedene Delikte verhandelt werden. Können Sie sich erklären, warum diese Sendungen für Jugendliche interessant sind?

Die Auseinandersetzung mit dem Gericht und der Polizei ist für Kinder und Jugendliche wichtig: Was darf man, was darf man nicht?! Ich könnte mir vorstellen, dass Gerichtsshows darum so interessant sind, weil es um die Beherrschung der eigenen Triebe geht. Die Frage nach dem, was man darf oder nicht darf, ist ja auch etwas, was man als Mensch immer lernen muss. Bei den Erwachsenen ist das in der Regel abgeschlossen. Aber nehmen wir einmal an, wir würden die Steuern hinterziehen, dann würde uns wahrscheinlich auch jedes Verfahren zum Thema ‚Was passiert, wenn ich meine Vortragshonorare nicht angegeben habe?‘ interessieren, weil wir da vielleicht auch einen Normenkonflikt erleben.

Wie entwickelt sich bei einem Kind überhaupt so etwas wie ein moralisches Urteil?

Das moralische Urteil hat sich den alten Entwicklungspsychologien nach im Kontakt mit den Gleichaltrigen herausgebildet. Aber zu der Zeit, als diese Theorien aufgestellt wurden, gab es noch wenig Medieneinfluss im heutigen Sinne. Zu Zeiten Piagets waren Medien noch nicht so weit entwickelt und verbreitet wie heute, bei Kohlberg war das schon ein wenig anders. Man darf auch nicht vergessen, dass diese Theorien nur die Struktur einer moralischen Argumentation abbilden – die kognitive Struktur – und keine Aussage darüber machen, was verboten und was nicht verboten ist. Wir haben es bezüglich der moralischen Inhalte mit einem schlichten und einfachen Lernprozess zu tun, in dessen Verlauf sich die moralische Urteilsfähigkeit herausbildet.

Und welche Erkenntnisse gibt es über die Entwicklung aggressiven Verhaltens?

Aggressives Verhalten hat zumeist eine lange Vorgeschichte und viele Ursachen. Voraussetzung ist eine temperamentsmäßige Disposition. Hochgradig empfindliche Menschen, die von Geburt an schon überempfindlich sind, weisen einen hohen Gefährdungsgrad auf. Auf der anderen Seite sind aber auch Menschen gefährdet, die wenig Schmerzen empfinden. Die können es nicht nachvollziehen, wenn andere Schmerzen haben. Sie empfinden wenig Mitleid mit dem Opfer. In jüngerer Zeit wird vor allem ein narzisstisches Selbst als Aggressionsursache diskutiert, also ein aufgeblähtes positives Selbstwertgefühl, das schon bei den aller kleinsten Missachtungen den Alarmfall auslöst: ‚Du wirst hier nicht anerkannt.‘ Verschiedene Studien können nachweisen, dass ein Großteil der gewalttätigen Jugendlichen gar nicht so ein schüchternes Ego hat, das permanent unterdrückt worden ist, sondern sich ein riesenhaftes Ego aufgebaut hat, das schon durch aller kleinste Anlässe zu beleidigen ist. Bei machtorientierten Menschen finden wir das beispielsweise. Dieser Effekt ist einerseits dem gegenwärtigen Kult um den Selbstwert geschuldet. Andererseits wird

aber Gewaltverhalten auch durch die Medien unterstützt, wenn ‚schwarze Helden‘ eine Stunde glorios durch den Streifen morden, ballern und Lynchjustiz üben dürfen und dann in den letzten dreißig Sekunden verhaftet und weggesperrt werden. Da siegt zwar die Gerechtigkeit, aber die Filmbotschaft besteht in der Normalität und Verherrlichung von Gewalt.

Was meinen Sie, wenn Sie vom ‚Kult um den Selbstwert‘ sprechen? Nimmt narzisstisches Verhalten in unserer Gesellschaft zu?

Narzisstisches Verhalten ist in letzter Zeit erst näher untersucht worden, ob es jetzt nun wirklich zugenommen hat, weiß man also nicht genau. Aber es ist klar: Zu einer Zeit, die das Individuum in seiner Selbstverwirklichung feiert – und das auf allen Kanälen, inklusive Pädagogik und Psychologie –, in der auch Eltern ihre Kinder immer wieder im Sinne eines positiven Selbstwertgefühls ermuntern: ‚Du kannst alles erreichen, du musst nur an dich glauben‘, wird der Narzissmus gefördert. Wichtiger wäre es, ein realistisches Selbstkonzept zu entwickeln, wichtig ist, dass ich weiß, was ich kann und was ich nicht kann. Aber ein Kind wird nur akzeptieren, dass es etwas nicht kann, wenn sich Bezugspersonen darum kümmern und dem Kind helfen, das zu akzeptieren, was es nicht kann.

Können die Medien diesen Prozess unterstützen?

Ja, sowohl intellektuell als auch sittlich-moralisch lässt sich in der medialen Produktion noch sehr viel mehr machen. Es muss auch mal Filme geben, in denen Verlierer glücklich sind und nicht nur immer die Sieger. Die Wettbewerbskultur in den Kindersendungen muss durchbrochen werden. Der Verlierer muss sehen, dass auch das Verlieren etwas Normales ist und dass man nicht immer glücklich sein kann. Auch die Gewinner stehen nicht immer nur auf der Sonnenseite. Diese Botschaft ist wichtig, auch wenn sie archetypischen Mustern von schönen Geschichten widerspricht. Aber da das Fernsehen eine wesentliche Rolle im Leben der Kinder spielt – so lange, wie sie



heute vorm Fernseher sitzen, hat ihnen früher niemand Märchen erzählt –, muss man daran denken, dass man die Entwicklung eines realistischen Selbstkonzeptes bei den Kindern fördert.

Inwieweit braucht der Jugendschutz die Entwicklungspsychologie?

Jugendschutz hat immer wieder ein ganz starkes Bedürfnis nach Altersporträts und nach Altersbegrenzungen geäußert, und das könnte als Forderung an die Entwicklungspsychologie etwas eng sein. Die Altersangaben muss man mit Sicherheit dynamisieren. Aus meiner Sicht käme es eher darauf an, dass der Jugendschutz stärker Einfluss – ich weiß, das ist ein bisschen utopisch – auf das nimmt, was sich Erwachsene medial gönnen. Es muss endlich klar sein, dass es mit einer Abgrenzung der Erwachsenenwelt gegen die Kinder- und Jugendwelt nicht getan ist. Hier geht es schlicht um die Geschmacklosigkeiten der Erwachsenen. Psychologisch gesehen – nicht rechtlich –, sind Wirkungsüberlegungen etwas, was für das gesamte Programm gelten sollte. Das ist eine Aufgabe für uns alle. In diesem Sinne müsste es keine Grenzen 12, 16 und 18 geben. Die Programme sollten so gestaltet sein, dass sie für alle Zuschauer zumutbar sind. Natürlich ist das utopisch, aber ich habe kein Problem damit, solche Utopien zu formulieren.

Das Interview führte Dr. Claudia Wegener.